



Schreibwettbewerb 2024/25

„Über Mauern springen“

Die prämierten Texte der Schülerinnen und Schüler

Jury: Wahlunterricht „Kreatives Schreiben“ des
Wilhelmsgymnasiums München

Gruppe der Schülerinnen und Schüler aus den Jahrgangsstufen 5 bis 9:

1. Platz: „Acht Jahre“ von Dana, 9. Jahrgangsstufe
(S. 1-3)
2. Platz: „Die Kriegerin“ von Katharina, 9. Jahrgangsstufe
(S. 4-6)
3. Platz: „Als die Worte gingen“ von Mila, 6. Jahrgangsstufe
(S. 7-8)

Gruppe der Schülerinnen und Schüler aus den Jahrgangsstufen 10 bis 12:

1. Platz: „Im Schatten ist es dunkel“ von Julia, 10. Jahrgangsstufe
(S. 9-10)
2. Platz: „Mauern in der Fremde“ von Emma, 12. Jahrgangsstufe
(S. 11-13)
3. Platz: „Ich bin es, das Vorurteil“ von Emilie, 10. Jahrgangsstufe
(S. 14-19)

Acht Jahre

10. April 2017, Aufzug zum Panoramapunkt am Potsdamer Platz, Berlin

Ich stehe vor einem unüberwindbaren Hindernis. Eine riesige Mauer, grau und glatt, und groß. Mein Gesicht spiegelt sich am matten Marmor, in meinen Augen sehe ich Panik und die Wahrheit: Ich hab's versucht und nicht geschafft. Die Mauer ist zu hoch – oder ich bin zu klein.



Die meisten Menschen drehen sich nach einem missglückten Versuch vom Problem weg, weil sie denken, dass sie nicht stark genug sind. So bin ich auch. Aber in den letzten acht Jahren habe ich mir die Frage gestellt, ob es mein wirklicher Wille oder ob es nur die Angst vor Enttäuschung ist, die mich dazu bringt, mich von meiner Mauer abzuwenden und stur geradeaus zu starren.

Es fasziniert mich, wenn Menschen Dinge tun, die ihre persönlichen Grenzen übersteigen. Wenn sie zeigen, dass sie einen freien Willen und ein freies Leben haben. Ich habe noch nie richtig versucht, auch so zu sein, und ja, ich würde mich gern für immer weg drehen. Aber diesmal drehe ich mich mit einer achtjährigen Pirouette wieder hin.



4 März 2025

Willkommen in Berlin, der Stadt der Mauern

Ich sehe sie vor mir. Eine Mauer, grau und glatt, und groß. Nostalgien hängen überall wie Spinnweben, die mit der Zeit immer dichter werden. Ich spüre in meinen Körper, mein Kopf weiß: Ich habe Angst genau wie vor acht Jahren. Nur irgendwie ist da gar nicht mehr SO VIEL Angst.

Berlin ist eine Stadt der Mauern. Oft wird gesagt, mit genug Wille kann man alles überwinden. Aber Berlin zeigt: Es gibt Zeiten, da reicht Wille nicht. Da waren Menschen, die nach Freiheit strebten, die bereit waren, ihr ganzes Leben zu opfern, die die Angstschlicht hintangestellt haben und alles dafür gaben, über eine Mauer zu gehen, über die Mauer. Doch auch ihr grenzenloser Wille hat sie nicht vor dem Tod bewahrt.

Wille kann vieles erreichen, und allein das Privileg zu haben, eine Mauer überqueren zu dürfen, bietet mir jetzt den Anstoß, auf den ich gewartet habe. Acht Jahre hatte ich vor mir eine mächtige graue Mauer. Es war das Einzige, an das ich mich erinnern kann, wenn ich an Berlin 2017 denke. Viele Menschen merken sich nur ihre Verluste, und was sie eigentlich sonst noch geschafft haben, bedeutet ihnen gar nichts mehr.

2025 stehe ich wieder hier. Und ich schreibe die Geschichte neu. Ist das stark von mir?

Ein Gefühl von Mut durchbricht mein besorgtes Spiegelbild, in dem ich mich seit fünf Minuten ängstlich anstarre, und zaubert einen Riss in die Mauer. Überrascht starre ich ihn an. Das kann nicht sein. Ich habe doch Angst vor dieser Mauer, wie hab' ich sie verändern können?

„Wille“, flüstert jemand. Hinter, über, unter, in mir.

Ich drehe mich zu allen Seiten, dann starre ich mich wieder an, das Abbild meines Gesichts durchbrochen durch den Sprung in der Wand. Das Material unter dem Marmor ist hell. Wenn das mein Wille war, wie weit kann ich damit gehen? Wie weit kann ich meine Angst zurückdrängen, und wie weit kann ich meine Mauer verändern?

„Probiere es aus“, flüstert jemand.

Ich starre weiter. Mit Angst in den Augen, mit Schmerz und mit Enttäuschung, dass ich es damals nicht geschafft habe, mit Vorwürfen, weil ich zu schwach war oder immer sein werde? – NEIN.

Es ist der Wille in meinen Augen, der eine weiße Blüte aus dem Spalt zaubert.

„Sieh, was du kreierst“, flüstert jemand.

Ich mustere den feinen Blumenkelch, aus Angst, dass er wieder von der Mauer verschluckt wird. Aber nichts wird verschluckt, die Blume bleibt. Mein Wille bleibt und die Angst bleibt ein bisschen weniger.



Man sagt, nach dem ersten Schritt wird es leichter. Und das stimmt, wenn man ihn richtig geht, nämlich mit keiner Erwartung. Trittst du einer Mauer entgegen und denkst, du musst sie schmerzhaft mit einem Hammer zertrümmern, dann wirst du nicht einmal die Kraft haben, den Hammer überhaupt zu halten. Gehst du hin und erwartest, dass die Mauer bei einem Luftzug einknickt, wird trotz deiner späteren Atemnot nichts passieren. Schau der Angst ins Gesicht. Schau die Mauer an, schau wie groß sie ist, und sei stolz, dass du dich rangewagt hast. Vergiss die Vergangenheit, denn du bist der Moment. Zaubere Blumen – mit deinem Willen.



4 März 2025

Die Mauer ist übersät mit Rissen und herausquellenden Blüten. Ich sehe an, was ich erschaffen kann. Sie sieht weniger beängstigend aus, weniger dunkel und weniger urteilend. Vielleicht habe ich es gerade geschafft. Neue Blumen und ein neuer Versuch – und das ist allein die Kreation meiner Gedanken. Ich lächle und berühre eine Blume, aber sie wird augenblicklich dunkel und segelt zu Boden. Meine Zuversicht bricht ein Stück, das kann ich nicht verstehen: Warum ist es doch nicht so einfach?

Meine Hände sind zu gelähmt, um die Blüte zu fangen. Aber sie fällt nicht zu Boden. Da ist die Hand meiner Mama, die sie vor dem Boden fängt. Ich bin verwirrt, dass sie die ganze Zeit neben mir gestanden hat, und enttäuscht, dass es nicht so funktioniert, wie ich will. Ich möchte eigentlich keine Hilfe brauchen. Vielleicht würde ich es auch allein schaffen, aber wie viele Blüten werde ich ohne Hilfe auf dem Weg der Mauerüberquerung verlieren?

„Nimm Hilfe an“, sagt jemand.

Und ich schaue, wie meine Mama die herunterfallenden Blüten auffängt und zu einem Strauß bindet. Die Enttäuschung verfliegt und aus den leeren Rissen wachsen rote Nelken, für sie und mich. Im Spiegelbild sehe ich jetzt unsere Köpfe nebeneinander. In unseren Augen liegt Verbundenheit. Es ist schön zu sehen, dass man verstanden wird und dass da jemand ist, der sich spiegelt und seine Mauern schon überwunden hat. Dann fasse ich ihre Hand und gehe den ersten Schritt zur Mauer hin, der zeigt: Ich will da rüber. Ich bin jetzt bereit.



Die Herausforderung an einer Mauer ist nicht das eigentliche Überqueren, du weißt, wie du klettern musst. Du kletterst als Kind auf Bäume und über Felsen, und manchmal hältst du dich nicht gut genug fest und fällst runter, aber wenn du bedacht steigst, dann ist eine Mauer kein Hindernis. Die Frage ist, ob du richtig anfängst. Mit dem richtigen Fuß, mit den richtigen Klamotten, mit den richtigen Menschen um dich herum.

Eine Mauer zu besteigen, geht schon vor dem eigentlichen Klettern los. Und der erste Schritt ist der wichtigste und wohl auch schwerste.

Vielleicht ist die Mauer zu hoch. Oder du bist einfach noch zu klein?

Es ist keine Schande sich abzuwenden und sich seine Kraft aufzusparen, es schadet nicht, das Klettern öfter zu versuchen und zu lernen, wie man richtig fallen würde. Denn *man sagt* „Zeit heilt alle Wunden“ und „Wille schafft alles“ und *ich sage*: Zeit übersteigt alle Mauern, denn mit der Zeit kommt dein Wille.

Drei Tage verbringe ich in der Stadt der Mauern, und es ist faszinierend und inspirierend zugleich zu erkennen, wie Menschen eine unüberwindbare Mauer einreißen konnten. Liebe als Klettergurt, Hoffnung auf Freiheit als Karabiner und im Kopf: Glaube an sich selbst und Vertrauen ins Leben. **Glaube – Liebe – Hoffnung.**

Nun habe ich erkannt: Glaube kreierte meine Gedanken. Es dauert eine Weile, bis man erkennt, dass man selbst nicht der Einzige ist, der bestimmt, wann man seine Mauer überquert. *Man nennt* es Schicksal, *man nennt* es Zeit, *man nennt* es Zufall, aber *ich nenne* es **Glaube**.

Ich weiß nicht, an welche Art von Glauben ich denke, ob es nun Gott ist, der da zu mir flüstert, oder ob es mein Glaube an etwas anderes ist, aber da ist noch etwas außer uns, was hilft, **über Mauern zu springen**. Da ist etwas, das sagt: „**Hey, du musst nicht sofort über deine Mauer springen, du musst nicht mit einem einfachen Ruck deine Angst auf der anderen Seite stehen lassen und dich davon befreien, als wärst du ein Vogel. Du bist kein Vogel, du bist ein Mensch mit Angst vor Enttäuschung. Vielleicht erlaubt dir deine Enttäuschung oder deine Angst nicht, die Mauer zu überspringen, aber ich bin hier, wenn du den Weg hinüberwagst. Ich halte dich, wenn du fallen würdest, aber vor allem lasse ich ein Licht in dir entstehen, sobald du mit deinem Willen eine Kerze geformt hast.**“



4 März 2025

Ich sehe sie vor mir. Eine Mauer, grau und glatt und groß. Mein Gesicht spiegelt sich am matten Marmor, meine Augen sagen die Wahrheit: **Ich hab's versucht und geschafft!**

*Die Mauer ist hoch,
und ich bin klein –
Doch es wird immer jemand
bei mir sein.
Wer „jemand“ ist,
das weiß ich nicht,
aber zusammen wird es uns gelingen,
irgendwann
über meine Mauern zu springen.*

Die Kriegerin

Ich starrte, sah zu, wie die Reste des Regens vom grünen Blätterdach tropften.

Tropf, tropf, tropf.

Es schien unfair, dass die Welt einfach weiter funktionieren konnte. Es schien unfair, dass die Sonne und der Mond noch auf- und untergingen, als wäre alles in Ordnung.

Tropf, tropf, tropf.

Als könnte ich nicht noch seine rauen Hände auf meinem Körper spüren und als würden sein Lachen und meine Schreie nicht noch in meinen Ohren nachklingen.

Tropf, tropf, tropf.

Ich versuchte, mich auf meinen Atem zu konzentrieren und meinen Herzschlag zu beruhigen. Der Schock saß mir tief in den Knochen. Noch immer konnte ich nicht begreifen, was geschehen war.

Tropf, tropf, tropf.

Es musste meine Schuld sein; dies war meine Strafe. Sie bestrafte mich.

Tropf, tropf, tropf.

Ich wunderte mich, ob sie mich umbringen würde. Verdient hätte ich es.

„Was tust du?“, fragte eine klare, weibliche Stimme.

Ich sah zu ihr auf.

Die Frau trug eine Rüstung über ihrer Tunika, einen Helm mit einem roten Federbusch, einen Schild an ihrem Gürtel und einen Speer in ihrer linken Hand. Die Waffe sah aus, als wäre sie aus purem Gold gemacht.

Ich wusste, wer sie war. Ich hatte ihre Statue stundenlang, tagelang verehrt. Hatte ihr jahrelang mein Leben gewidmet, hatte ihretwegen mein Kindheitszuhaus verlassen, nur um ihr besser dienen zu können.

So lange hatte ich mir gewünscht, wie sie zu sein, schlau und listig, mehr als das dumme, hübsche Mädchen.

„Athene.“ Fast andächtig flüsterte ich ihren Namen.

„Was tust du?“, wiederholte die Göttin.

Verwirrt blinzelte ich. „Ich... was sollte ich tun? Du – du –“ Meine Tränen erstickten die Worte. Schnell wischte ich sie weg und versuchte, nicht weiter zu weinen. Ich sollte in ihrer Gegenwart nicht weinen.

„Warum sitzt du hier und weinst, meine Kriegerin?“

Kriegerin.

„Ich – ich bin keine Kriegerin. Ich bin – war eine Priesterin, ich war *deine* Priesterin.“

Sie würden mich nie wieder in den Tempel zurücklassen.

Nicht weinen.

Sie legte ihren Kopf schief, wie eine Eule, ihr heiliges Tier. Verlagerte ihr Gewicht von einem schlanken Bein auf das andere. Als wäre ihre vorherige Position nicht makellos gewesen. „Keine Kriegerin? Aber ich habe dir Waffen gegeben. Ich habe dir Klauen und Zähne und –“

„Du hast mich bestraft! Du hast mich zu einem *Monster* gemacht!“ Die Worte klangen härter als ich beabsichtigt hatte. Ein regelrechter Schrei in die Ruhe des Waldes hinein. Fast zuckte ich vor meinem eigenen Lärm zurück.

Die Kriegsgöttin schien meine Aussage kurz zu bedenken, ihre Augen zum aufklarenden Himmel gerichtet, während sie sie erwog.

Wie lange hatte ich mir vorgestellt, wie es aussehen würde, hätte die Statue sich bewegt.

Sie war genauso wie in meiner Vorstellung und besser. Sie war so perfekt, so unmenschlich schön mit ihrer göttlichen Eleganz und ihrer Alabasterhaut und goldenem Honig-Haar, dessen Strähnen vereinzelt unter ihrem Helm hervorsahen.

Ich könnte sie ewig anstarrten, hatte ihr Abbild im Tempel ewig angestarrt.

Wie grausam. Wie grausam, dass sie mich jetzt, durch meinen Fehler, bemerkte. Wie grausam, dass das Schicksal sie mir erst jetzt zeigte, nur weil ich bestraft werden musste.

Ich hätte sie Jahre, Jahrhunderte lang verehren können.

Dann, in einem sanfteren Ton, begann sie: „Sind deine Schwestern Monster? Sind ihre Klauen und Zähne böse?“

„Nein“, erwiderte ich, „natürlich sind sie das nicht, ich...“ Die Worte wollten nicht zu mir kommen.

Fast bildete ich mir ein, Mitleid in ihren grauen Augen zu sehen. Ihr Tonfall war tröstend, wie eine große Schwester.

„Armes Mädchen. Er war so grausam zu dir“

Ein Schauer lief über meinen Rücken. Nur ein paar Stunden zuvor war er dort gewesen, in meinem Tempel, meinem Zimmer. Hatte mich durch die Anlagen vor ihre Statue geschleift, während ich mich mit all meiner Macht wehrte. Hatte meine Haare gegriffen und mich auf den Altar gepresst. Ich war nicht stark genug, nicht stark genug, um mich ihm zu widersetzen. Ich war machtlos. Er lachte, während ich nach Hilfe schrie.

Aber niemand war gekommen. Keine der anderen Priesterinnen hatte mir geholfen.

Ich wusste nicht, ob der Grund war, weil sie fortgelaufen waren, als sie ihn erkannten, oder weil sie wussten, welch Wahnsinn es wäre, sich mit einem Gott anzulegen.

Auf sie wütend konnte ich nicht sein. Er hätte sie nur getötet, oder sie hätten mein Schicksal geteilt.

„Er ist noch immer wütend, weil ich Athen bekommen habe.“ Kurz schimmerte Wut durch ihren sachlichen Ton, als sie sagte: „Deshalb hat er meinen Tempel entweiht.“

„Also hast du mich auch in eine Gorgone verwandelt“, flüsterte ich. „Wie... wie meine Schwestern.“

„Ja“, antwortete sie. „Wie Meeresgötter zwei Gorgonen und eine Sterbliche als Töchter haben können, weiß ich nicht.“

„Ich... sehe aus wie sie, aber ich – ich... sie können nicht...“ Wieder stiegen die Tränen in mir auf.

Sie nickte. „Ich habe dir ein weiteres Geschenk gemacht. Ich habe dich zur Kriegerin gemacht.“ Sanfter fügte sie hinzu: „Niemand wird dir je wieder so wehtun können.“

„Du hast... du hast es nicht als Strafe getan?“ Es war halb Frage, halb Erkenntnis.

Sie zog die Augenbrauen hoch. „Warum würde ich das tun? Es war Poseidons Versuch, mich durch meine Priesterin zu erniedrigen. Du trägst keine Schuld. Du warst gut; du warst eine der Besten. Darum hat er sich an dir vergriffen.“

Du trägst keine Schuld.

Sie war nicht wütend auf mich. Sie war nie wütend auf mich gewesen. Sie... hatte mich schützen wollen. Wie viel Angst ich gehabt hatte, als sie über mir stand. Nur Minuten nachdem er gegangen war, erschien sie, ihre Augen grau und kalt.

Sie hatte nichts gesagt, hatte nur mit der Hand meine Stirn berührt und war verschwunden.

Sie war nicht geblieben, um zu sehen, wie sehr es wehtat.

Meine Haare, hatte ich gedacht, als ich die karamellfarbenen Locken auf dem Boden vor mir liegen sah, mein Schädel brennend vor Schmerz, *meine schönen Haare*.

Sobald ich realisiert hatte, was geschehen war, floh ich. Ich rannte, meine Wangen brennend vor Scham, rannte und rannte, bis ich den Wald erreichte. Dass der Regen und meine Tränen dabei meine Kleidung durchweichten, interessierte mich nicht, ich wollte nur weg, musste weg, konnte nicht bleiben.

Ich brach zusammen und übergab mich auf den Waldboden. Mein Herzschlag war so laut in meinen Ohren, dass ich mir sicher war, sie würden mich hören.

Für ein paar Atemzüge lag ich gegen einen Baum gelehnt, unfähig mich zu bewegen oder etwas anderes zu tun, als dem stetigen Prasseln des Regens zuzuhören.

Während der Regen langsam aufhörte, fand ich endlich den Mut, in die Baumkronen aufzusehen.

Und dann tötete ich den Vogel. Aus Versehen, ohne überhaupt einen Muskel zu bewegen. Er würde nie wieder fliegen, nie wieder singen können, wegen meines Fehlers, wegen eines Versehens, wegen einem falschen Blick.

„Ich werde jemanden umbringen“, hauchte ich, mehr zu mir selbst als zu ihr. „Wenn ich hierbleibe, werden sie mich suchen kommen und dann werde ich einen Menschen umbringen“

„Ja.“ Die Göttin der Weisheit versuchte nicht, es zu verschleiern. „Früher oder später. Und dann werden sie *dich* umbringen. Selbst wenn ich dich nicht beschenkt hätte, würden sie dich umbringen, sobald sie herausfänden, was er dir angetan hat.“

Wegen des Schwurs der Jungfräulichkeit, den ich genommen hatte, als ich ihre Priesterin wurde. Den ich gebrochen hatte, den er mich gezwungen hatte zu brechen.

„Was – was soll ich denn jetzt tun?“ Meine Stimme klang so klein, so verzweifelt. Wieder konnte ich die Tränen in mir aufsteigen fühlen, doch ich zwang mich, sie zu unterdrücken.

Nicht weinen.

„Ich werde dir helfen. Ich werde dich zu deinen Schwestern führen.“

Zu der Bucht, in der ich aufgewachsen war. Wo die Götter, die meine Eltern waren, mich als Neugeborenes abgelegt hatten. Wo meine Schwestern mich aufgezogen hatten. Wo ich Laufen und Sprechen und Lachen gelernt hatte. Wo ich die ersten achtzehn Jahre meines Lebens verbracht hatte, bis mich meine Liebe zu Athenen in die Stadt und in die Priesterschaft zog.

Ich könnte wieder bei ihnen leben, am Meer, vom Fisch und den Schafen, die eine von ihnen aufzog. Es könnte sein wie damals, als ich ein Mädchen war, fröhlich und unbeschwert. Bald würde der Winter kommen; sie könnten sicher Hilfe mit den Vorräten brauchen. Bestimmt würden sie sich freuen, mich zu sehen.

„Sie... ich – ich werde ihnen nicht wehtun, oder?“

„Nein. Sie sind als Gorgoninnen geboren – sie sind unsterblich. Dein Blick versteinert nur die, die sterblich sind. Du aber kannst immer noch sterben, darum müssen wir uns beeilen.“

Die Schlangen auf meinem Kopf liebten meinen Hals und meine Ohren. Ihre wispernden Stimmen murmelten unverständliche Dingen in meine Gedanken. Vielleicht würde ich lernen, sie zu verstehen, wenn ich lang genug zuhörte. Genug Zeit hatte ich nun.

Sie streckte ihre Hand zu mir aus. „Komm, Medusa. Steh auf.“

Ich stand auf und ließ mich von ihrer Hand leiten. Ich würde nicht sterben, ich würde mich nicht von ihnen töten lassen.

Ich lief neben ihr und ließ meine Schlägen sich in der Sonne räkel.

Vielleicht würde ich Zeit brauchen, um mich an meinen neuen Körper zu gewöhnen. Zeit, um die klaffenden Wunden in meiner Seele zu heilen.

Doch ich konnte es schaffen. Weil ich mich nicht von ihnen bestimmen lassen würde. Weil meine Schwestern mir helfen würden. Weil sie mir half.

Ich war Athenes Kriegerin.

Als die Worte gingen

Es war einmal ein Buch. Kein besonders auffälliges, aber eines, das von Frieden auf Erden berichtete – die Bibel. Sie stand in einer Bibliothek in einem Regal, ganz hinten. Die Wörter in ihr waren früher recht oft gelesen worden, aber zurzeit wollte sie niemand lesen. Die Wörter des Buches waren dennoch stolz darauf, von so wichtigen Dingen wie Frieden und Freundschaft berichten zu dürfen.

Eines Tages kam ein junges Mädchen in die Ecke zu dem Regal und besah sich die Bücher. Sie zog eines heraus, las den Titel und stellte es sofort wieder hinein. Da kam sie zu dem kleinen unscheinbaren Buch. Wie die anderen nahm sie es heraus, las den Titel und stellte es wieder ins Regal.

„Schade!“, sagte das Wort ‚Ja‘ des Buches. „Wir sind nun schon so lange in diesem staubigen Eck, dass ich mich kaum noch daran erinnern kann, das letzte Mal gelesen worden zu sein.“

„Stimmt!“, antwortete ‚Vielleicht‘. „Das ist wirklich schade.“ Doch da kam das Mädchen plötzlich zurück und besah sich das Buch erneut. Es war ihr, als hätte sie leise Stimmen aus dem Buch gehört. Sie ergriff es und lief damit zu einer Dame, um es auszuleihen.

„Juhu!“, lachte das Wort ‚Schön‘. „Wir wurden ausgeliehen!“ Alle freuten sich und wurden zu dem Mädchen nach Hause getragen. Es begann zu lesen.

„Ich denke, sie mag uns!“, wisperte das Wort ‚Ganz‘, nachdem es gelesen wurde. Doch da piepte ein metallisches Ding, das neben dem Mädchen auf dem Boden lag. Sie legte das kleine Buch weg, sah sich das Gerät an und schien darauf etwas zu lesen. Plötzlich schossen ihr Tränen in die Augen und sie schluchzte. Sie schmiss das Gerät auf den Boden und rannte davon.

„Was hat sie denn?“, fragte ‚Vielleicht‘. „Was macht sie so traurig?“ Da sprang das Gerät an, und man hörte, wie jemand daraus sprach: „Du bist ganz schön hässlich und fett, keiner mag dich!“

„Was?!“, schrie ‚Schön‘ entsetzt. „Das ist ja der völlig falsche Zusammenhang! Was tust du da?“, fragte es das Wort ‚Schön‘, das aus dem Gerät sprudelte.

„Ich kann nichts dafür!“, antwortete es. „Wir werden von den Menschen missbraucht und vollkommen aus dem Zusammenhang gerissen!“ „Ja!“, sagte das Wort ‚Voll‘. „Ich bin positiv gemeint! Aber so viele von uns werden für böse Ausdrücke benutzt!“ „Das ist ja furchtbar!“, riefen mehrere Wörter gleichzeitig.

In dem Moment wurden das Buch und das Gerät gepackt und von dem Mädchen in eine Tasche gestopft. Nach einigen wackeligen Minuten hörten sie Stimmen.

„Das ist eine Schule“, erklärte das Gerät den Wörtern. „Und ich bin übrigens ein Handy. Über mich können Leute Nachrichten schreiben und telefonieren.“ Da hörten die Wörter und das Handy eine Stimme: „Hey, du fette Kuh! Gut geschlafen, in deinem Stall?“ Die Tasche stand etwas offen, und da rief das Wort ‚Gut‘ zu dem, das aus dem Mund des anderen Kindes drang: „Was wird das?“

„Dieses Kind missbraucht uns. Wir können nichts dagegen tun!“, antwortete das andere ‚Gut‘.

Da sprach ‚Schön‘ voller Wut: „Nicht schon wieder! Diese Menschen gehen so achtlos mit uns um! Worte können schön und ermutigend sein, doch auch sehr tief treffen und verletzen. Wisst ihr was? Ich

verschwinde! Bis die Menschen lernen, uns respektvoll zu benutzen!“ Es herrschte Stille. Doch dann hörte man vereinzelt ein „Ja!“ oder ein „Ich komme auch mit!“. Und so verschwanden die Wörter aus den Büchern, Zeitungen, Computern und Handys.

Überall, wo einst Wörter geschrieben standen, wurde es leer. Das Vokabular der Menschen schwand. Die Kinder, die gemein waren, fanden wortwörtlich keine Worte mehr. Die Welt wurde grau und eintönig. Alle Internetplattformen waren leer, alle Handys blinkten nur noch und gaben wirres Zeug von sich. Es gab keine Art mehr für die Menschen zu kommunizieren. Man konnte sich nicht entschuldigen, beglückwünschen oder schreiben. Niemand konnte mehr über einen Witz lachen, den jemand erzählte. Es gab keine Beschäftigung mehr, keinen Sinn im Leben. Alles stand still.

Nur das Mädchen begriff, warum plötzlich alle Wörter verschwunden waren. Doch auch sie konnte es nicht in Worte fassen. Da wagte sich das Wort ‚Vertrauen‘ vor, das das Mädchen beobachtet hatte, und sprach leise mit ihr. Aber was genau sie beredeten, sollte nie jemand erfahren.

„Ich kann wieder sprechen!“, rief da das Mädchen erfreut und ‚Vertrauen‘ nickte. So schmiedeten die beiden einen Plan, um der Menschheit mitzuteilen, warum und wohin alle Wörter verschwunden waren.

Schon am nächsten Tag ging ein Video von dem Mädchen um die Welt, indem sie alles erklärte. Und niemand konnte ihr widersprechen. Und das war der Moment, in dem es alle verstanden. Niemand konnte es in Worte fassen, es wurde sich nur umarmt und geweint.

„Na also!“, sagte ‚Zufriedenheit‘ glücklich. „Jetzt sind die Menschen wieder für uns bereit!“ Und so kamen nach und nach alle Wörter zurück. Die Welt wurde wieder bunt. Nun hatten alle begriffen, wie schön es war, einander Komplimente zu machen, und wie schwer Worte treffen konnten. Sogar die fiesen Kinder in der Schule entschuldigten sich. Das Mädchen reiste als Erwachsene durch die Welt und half schwachen Menschen, stark zu werden. Das kleine Buch wurde oft kopiert und in viele Sprachen übersetzt. Die Welt war wieder bunt und fröhlich.

Ich hoffe, dass diese Worte bleiben. Und wenn ihr das lesen könnt, sind sie nicht verschwunden und man liest sie noch heute.

Im Schatten ist es dunkel

Als Neyla die Augen aufschlug, sah sie sich als Erstes nach ihrer kleinen Schwester um. Nach einer kurzen Schrecksekunde fiel ihr ein, dass ihre Schwester auf dem Feld außerhalb der Stadt begraben lag. Neyla schlich vorsichtig aus dem Zelt, um ihre Mutter nicht zu wecken.

„Neyla?“ Ihre Mutter war also doch schon wach. „Guten Morgen, Mama!“, rief Neyla fröhlich zurück. Ihre Mutter kam langsam aus dem Zelt, schaute sich kurz um und sagte dann: „Was soll an diesem Morgen gut sein?“ Neyla seufzte. Ein Blick in das Gesicht ihrer Mutter verriet ihr, dass ihre Augen immer noch denselben Ausdruck hatten. So leblos, ohne Licht und Hoffnung. Neylas Blick schweifte über die zerstörte Stadt. „Gott wird diesen Krieg bald beenden!“, erwiderte sie überzeugt. Ihre Mutter schnaubte verächtlich: „Das glaubst aber nur du! Dieser Krieg wird nie vorbei sein, und außerdem gibt es keinen Gott!“ Jeden Tag dieselbe Diskussion. Neyla hatte es satt: „Wenn du Gott verloren hast, dann werde ich dir ihn suchen helfen!“ „Was auch immer“, gab ihre Mutter zurück. Manchmal hatte Neyla das Gefühl, als würde sie etwas von ihrer Mutter trennen, eine große, bedrohliche Barriere und ihre Mutter war auf deren Schattenseite gefangen. Nichtsdestotrotz machten sich beiden auf den Weg durch die trostlosen Ruinen der einst wunderschönen Stadt.

Auf der Straße lagen staubbedeckte Gebäudeteile und viele kaputte Möbel. Vergnügt kletterte Neyla auf ein großes Stück Wand. „Mama, schau mal, ich habe Gott gefunden!“, rief sie plötzlich. Ihre Mutter schaute auf den Ort, auf den Neyla zeigte, und sagte: „Das ist nicht Gott, sondern nur eine Blume.“ „Aber sie ist so schön! Gott ist die Schönheit inmitten all dem Schmutz.“ „Ich glaube trotzdem, dass das nur eine Blume ist“, sagte ihre Mutter verächtlich.

Sie gingen weiter. Am Straßenrand waren Kinder mit eingesunkenen Augen und hervorstehenden Rippen, die erschöpft im Staub saßen. Sie sahen aus wie wandelnde Skelette, wie Neylas Schwester Lua, bevor sie eines Tages einfach nicht mehr aufgewacht war. Mit ihr war auch das Leben in den Augen ihrer Mutter gestorben. Da kam ein in Lumpen gehüllter Mann mit einem Sack um eine Häuserecke. Jetzt kam wieder Leben in die Kinder. Spindeldürre Arme wurden in seine Richtung ausgestreckt. Er lächelte geheimnisvoll und gab den halbverhungerten Kindern ein Stück Brot. „Schau, Mama! Da ist Gott! Denn er ist die Barmherzigkeit in den dunklen Stunden!“, rief Neyla. „Und wo war er bei deiner Schwester?!“, schrie ihre Mutter mit Tränen in den Augen zurück.

Danach gingen sie schweigend weiter. Neyla war sich sicher: Dieser Krieg war ganz blöd! Er hatte ihr nicht nur ihre Kindheit, ihren Vater und ihre Schwester geraubt, auch ihre Mutter befand sich nun in seinen Fängen! Aber sie würde nicht zulassen, dass er sie raubte. Abrupt blieb sie stehen: „Schau mal, da hat früher mal meine Freundin gewohnt! Gott ist die Erinnerung an Schönes, wenn alles düster ist“, meinte Neyla, als sie auf das einst große Gebäude zeigte. „Komm, wir müssen weitergehen“, war alles, was ihre Mutter dazu zu sagen hatte.

Da hörte Neyla ein Geräusch, das sie schon so lange nicht mehr gehört hatte: ein tiefes Grollen, wie bei einem aufziehenden Gewitter. Angst stieg in ihr auf. „Flugzeuge!“, schrie ihre Mutter panisch. Beide warfen sich hinter eine Mauer und hielten sich die Ohren zu. „Bitte lass keine Bombe fallen, bitte lass keine Bombe fallen!“, dachte Neyla immer wieder. Es knallte ohrenbetäubend, Neyla wurde von einer Druckwelle erfasst und nach hinten geschleudert. Sie stand erst wieder auf, als der Regen aus Schutt und Staub sich endlich gelegt hatte und der Lärm der Flugzeuge verstummt war. Fassungslos betrachtete sie das Haus, das jetzt nur noch aus einem Schutthaufen bestand. „Das hast du jetzt von deinem Glauben an Gott“, kommentierte ihre

Mutter das Geschehene emotionslos. Neyla hielt sich die Ohren zu. „Nein, nein, nein...“, murmelte sie, „Gott... warum?“

Da sah sie inmitten der Trümmer einen Teddybären. Ein Kind hatte ihn geliebt, sich ängstlich an ihn geklammert, als die Bombe einschlug. Wo die Hände, die mit ihm gespielt hatten, jetzt waren, wollte Neyla gar nicht wissen. Verzweifelt sank sie zu Boden und schluchzte einmal laut. Ihre Mutter setzte sich neben sie: „Alles in Ordnung?“

Wütend stand Neyla auf. „Nein, es ist nicht alles in Ordnung! Dieser Krieg ist wie eine Mauer, die droht, über mir zusammenzubrechen. Papa war meine Stütze, Lua war meine Stütze, doch sie sind beide weg. Du warst auch mal meine Stütze, aber deine Mauer ist vor langer Zeit schon eingestürzt und hat dich unter sich begraben. Meine letzte Stütze ist Gott, doch du versuchst sie mir jetzt auch noch zu nehmen! Bitte Mama, lass mir diese Stütze! Lass meine Mauer nicht einbrechen!“

Heulend sank Neyla in sich zusammen. Sie fühlte den Arm ihrer Mutter auf ihrer Schulter. „Das war alles sehr weise, Schatz, aber ich glaube trotzdem nicht an Gott.“ „Dann will ich nicht mehr deine Tochter sein!“, schrie Neyla und rannte weg, nur weg von ihrer Mutter. Kalter Wind stob ihr ins Gesicht. Sie fühlte den rauen Boden unter ihren nackten Füßen. „Neyla!“, rief ihre Mutter. ‚Das wird mich auch nicht zum Umkehren bewegen‘, dachte Neyla wütend. Doch etwas stimmte nicht mit dem Tonfall, in dem ihre Mutter gerufen hatte. Er war ängstlich, fast panisch. „Hinter der Mauer!“, kreischte ihre Mutter. Und da sah Neyla ihn. Den Soldaten, der seine Waffe direkt auf sie richtete.

Neyla blieb erstarrt stehen. Sie war ihr Leben lang gelehrt worden, niemals an einem Soldaten mit einer Waffe vorbeizurennen. Aber jetzt hatte sie es getan und war vor Angst wie gelähmt. „Gott, bitte rette mich!“, flüsterte sie verzweifelt. Ihre Mutter schrie. Es gab einen Knall und Neyla schloss die Augen. Dann wurde sie von etwas Schwerem auf den Boden geworfen.

Sie konnte kurz nicht atmen und war sich sicher, dass sie jetzt starb. Aber nichts tat ihr weh, sie lag nur unter einer großen, schweren Masse... Neyla blieb kurz liegen, doch dann rollte sie sich unter ihr hervor und öffnete ihre Augen. Ihre Hände und ihr Kleid waren voller Blut, aber ihr tat nichts weh. Wem gehörte das Blut dann? Wie ein eiskalter Blitz durchschoss sie der Schreck, denn sie sah in das Gesicht ihrer Mutter. „Mama?!“, rief Neyla ängstlich. Ihre Mutter öffnete langsam die Augen: „Ja, mein Schatz.“

Tränen traten in Neylas Augen: „Nein, nein, nein! Warum hast du das getan?!“ „Weil ich dich liebe“, presste ihre Mutter hervor. „Du hast mir... deine Seite... die Sonnenseite gezeigt. Es tut mir leid, dass... der Krieg uns wie... eine Mauer getrennt hat. Ich war die ganze Zeit auf der Schattenseite... und hätte dich fast dazu gezerzt, ... weil ich... keinen Mut hatte, die Mauer zu überwinden... ich wollte nicht allein sein...“ Schluchzend gab Neyla den sinnlosen Versuch, den Blutfluss zu stoppen, auf. „Es tut mir leid, dass du Gott verloren hast“, flüsterte ihre Mutter. „Das stimmt nicht. Ich habe ihn gerade wiedergefunden, und zwar in dir. Gott ist die Rettung in aussichtslosen Lagen.“ Ihre Mutter lächelte schwach. Ein letztes Mal rief Neyla: „Bitte, hilf mir, Gott!“

Da fühlte sie auf einmal Wärme auf ihrer Haut. Sie blickte nach oben und sah, dass seit vielen Monaten die Sonne endlich wieder die Wolkendecke durchbrach. Der Blick ihrer Mutter schaute weit in die Ferne und sie wisperte: „Ich sehe die andere Seite... die Sonnenseite... lass mich los, Neyla... lass mich springen...“ Und zum ersten Mal seit Langem sah Neyla wieder Leben in den Augen ihrer Mutter.

Mauern in der Fremde

Man setze sich in ein Café und beobachte seine Mitmenschen, wie sie quasselnd und brabbelnd ihren alltäglichen Geschäften nachgehen. Einige hasten an den großen Schaufenstern des Cafés vorbei und lassen sich durch die scheinbare gemütliche Atmosphäre im Inneren nicht beirren, bleiben Fremde und sind auf nie mehr zu sehen, versunken in ihrer kleinen Welt.

Andere fallen auf den Geruch von Gebäck und Kaffeebohnen herein, welcher aus der geöffneten Tür wabert, sind gelockt von dem Stimmengewirr und Gelächter und kaufen sich so wie alle anderen ein überteuertes Getränk in der Hoffnung, Teil von etwas zu werden, was als Ganzes beobachtet werden kann. Sie hoffen, das Fremdsein abzulegen und zum Besucher zu werden. Vielleicht gelingt ihnen dies auch für einen Augenblick, doch auch sie, wie man selbst, bleiben letzten Endes fremd.

Man setze sich in einen Zug und beobachte seine Mitmenschen, wie sie gehetzt, vorfreudig und erschöpft auf ihre Endstation warten. Einige sind allein, im Anzug und im Bleistiftrock, das Klischee des gestressten Firmenangestellten. Sie sind diejenigen, die pünktlich in den Zug einsteigen, selbstsicher und abgelenkt auf ihr Telefon blickend. Sie sind unglücklich. Sie denken an den Job, der ihnen so viel nimmt, und sie denken an den Job, der ihnen so viel gegeben hätte, zu dem ihre Eltern meinten, man werde kein Geld damit verdienen.

Andere sind in Gruppen unterwegs, Rucksäcke und Koffer in den Händen, eine Herde auf Wanderschaft. Sie sind eilig rennend in den Zug gesprungen, vielleicht in Sorge, sie würden ihn verpassen. Sie sind glücklich. Sie freuen sich auf das Abenteuer, das ihnen noch bevorsteht. Sie freuen sie sich aufs Heimkommen. Wieder ist man einander fremd, so wie man es sich immer ist. Doch teilt man eine Sache: dasselbe Ende. Man teilt die Endstation, das Bangen, irgendetwas gehe schief und man komme nur auf Umwegen an. Man ist sich näher, als man es den Leuten auf dem Bahnsteig ist.

Man setze sich in einen Club und beobachte seine Mitmenschen. Das Sofa, wie jedes Sofa in einer Disco, ist alt und das Leder blättert an manchen Stellen schon ab. Wahrscheinlich ist das Sofa ekliger als man es befürchtet. Von dort, wo man sitzt, eine Etage weiter oben, hat man einen guten Blick auf die Tummelei, die unten auf der Tanzfläche stattfindet. Manche von ihnen stehen nur am Rand des Geschehens, ein Getränk, welches zu teuer war, in der Hand und ihr Blick auf die übrigen Menschen gerichtet. Vielleicht sind sie schon im Gespräch. Vielleicht überlegen sie eins anzufangen. Vielleicht mit der Frau, die ausgelassen tanzt und nur schemenhaft im Nebel zu erkennen ist. Vielleicht mit dem Mann, der lässig an der Bar steht und lachend seinen Kopf in den Nacken wirft.

Im Zentrum der Tanzfläche, unter gleißendem buntem Licht, bewegen sie dicht an dicht ihre Körper durch Nebelschwaden, mal mehr, mal weniger im Takt der Musik. Die Musik ist ohrenbetäubend.

Vom Sofa aus mag man es erkennen: An diesem Ort ist es, wo die Fremdheit schwimmt. Der Ort, wo sie alle freudig und zweifelhaft versuchen, sich zu kennen, wenn auch nur für den Moment,

wenn auch nur für die Nacht. Die Mauern, die sonst so unbesiegtbar erscheinen, bröckeln angesichts von Trunk und Tanz. In ein paar Stunden werden sie von der Scham der Nüchternheit wiederaufgebaut werden.

Man setze sich in eine Kirche und beobachte seine Mitmenschen. Die Bank aus Holz ist kalt, hart und unnachgiebig. Es riecht nach Kerzenwachs, jede Kerze 2€, und es riecht nach Weihrauch. Es ist still. Das Einzige, was zu hören ist, sind Absätze auf Marmorböden – reicher als die meisten Paläste – und die geflüsterten Worte. Es ist still genug, dass man glauben wolle, Gott können einen erhören.

Man schweige und frage sich, ob Gott jemals schon jemanden erhört habe, denn man selbst hatte Gott schon lange nicht mehr gehört.

Die Menschen vor einem sind auf den Knien. Die Hände im Gebet verschränkt, wissen sie nichts von dieser Befürchtung und wünschen sich naiv und verzweifelnd nichts sehnlicher, als dass sie erhört werden würden. Daran glauben sie und das ist es, was sie verbindet, was die Tore öffnet.

Vereint im Glauben an einen verstummten Gott, verschwimmen die Grenzen zwischen Fremden und Vertrauten. Vereint im Glauben, meinen sie die Mauer zu überwinden.

Doch eine Kirche, in welcher Liebe zur Sünde werden kann, lehrt Worte, welche Stacheldraht zwischen Menschen spannen, die sich eigentlich die Hand reichen wollen.

Man setze sich an den Esstisch und beobachte seine Familie. Einmal im Jahr kommt man zusammen, tauscht sich aus, was es Neues gibt, beschwert sich über alles und nichts, lacht gemeinsam übereinander und schwelgt in Erinnerungen an eine Zeit, die vermeintlich leichter war. Stets sind es dieselben Fragen mit denselben Antworten, dieselben Gespräche, welche nur an der Oberfläche kratzen, und dieselben Witze, die nach zehn Jahren immer noch witzig sein sollen. Stets sind es dieselben Erinnerungen und stets sind es dieselben Diskussionen.

Es ist ein Theaterspiel, der Tisch die Bühne und die Familie die Schauspieler, nur ein Publikum gibt es nicht. Doch es ist gut geschrieben und so bemerkt niemand, dass es eigentlich nur dieses ist, ein Theater. Niemand langweilt sich, dass das Stück jedes Jahr zur Weihnachtszeit wieder aufgeführt wird. Niemand erinnert sich daran, dass man sich eigentlich nicht kennt.

Fremde sitzen an einem Tisch zusammen und spielen eine Komödie, die man Familie nennt. Aber an manchen Tagen mag man es sogar, ja man genießt es schon fast, denn diese Fremden sind vertrauter als das Drama, was sich Zukunft nennt.

Man setze sich auf seine Bettkante und schaue in den Spiegel. Das Zimmer dunkel, leer und einsam. Der Spiegel zeigt das Bild eines Fremden. Wasser tropft von seinen Haaren, noch nass von der Dusche, auf seine Schultern und verfärbt den Stoff des Schlafanzugs in ein dunkles Grau. Die Nachttischlampe ist nicht an, aber fahles Licht, welches durchs Fenster scheint, erhellt seine Gesichtszüge. Er wirkt müde. Eine Hand fährt über sein Gesicht, eine Geste der Erschöpfung. Das Bild zeigt, wie sich Tränen in müden Augen sammeln.

Man wende den Blick ab und beginne zu weinen, denn egal wie weit man nach außen schaut, Mauern, die sich Fremdheit nennen, erstrecken sich um einen. Das haben sie schon immer.

Man setze sich irgendwo ins Nirgendwo und man erkenne, dass man selbst es ist, der eigentlich fremd ist.

Man setze sich und erkenne, dass es diese Mauer der Fremdheit sind, vor welcher Empathie von Angst abgeschoben wird.

Man setze sich und weine.

Ich bin es, das Vorurteil

Wenn man ChatGPT fragt, was die größte Mauer der Menschheit ist, bekommt man folgende Antwort:

Die größte Mauer der Menschheit ist die Chinesische Mauer.

- Länge: Ursprünglich über 21.000 km
- Alter: Über 2.300 Jahre alt (Bau begann im 7. Jahrhundert v. Chr.)
- Zweck: Schutz vor Invasionen, insbesondere durch Nomadenvölker aus dem Norden

Doch das entspricht nicht der Wahrheit.

Ich bin die größte Mauer der Menschheit. Ich bin unsichtbar und doch unüberwindbar.

Ich stehe zwischen den Menschen, trenne, was ursprünglich zusammengehört.

Ich bin es, das Vorurteil.

Mein Fundament wurde aus Angst und Unwissen errichtet, aus Misstrauen und Hochmut.

Ich wuchs, genährt durch Ignoranz, bis ich die Welt in feindliche Lager spaltete.

Dabei wäre es so einfach, mich zu zerstören – ein Gespräch, eine ausgestreckte Hand, ein offenes Herz.

Doch die Menschen klammern sich an mich, aus Stolz, aus Bequemlichkeit.

Ihr glaubt mir nicht? Dann lasst es mich euch zeigen...

Lara ist gerade 18 geworden und für ihr Kunststudium nach München gezogen.

Endlich raus aus dem kleinen Dorf, endlich eintauchen in die große weite Welt. München mag mit seinen 1,5 Millionen Einwohnern nicht die größte Metropole sein, doch für sie ist es eine andere Welt – voller, vielfältiger, verlockender.

Und was noch wichtiger ist, für sie ist es ein Neuanfang.

Weit weg von zu Hause, obwohl sie das Haus ihrer Eltern wohl nicht mehr so nennen darf, seit sie sie rausgeworfen haben, nur weil sie Frauen liebt und keine Männer.

München ist ihre Chance, endlich die zu sein, die sie immer sein wollte, aber nie konnte.

Doch eines stört sie: die Schickeria, die Oberschicht der Gesellschaft, bestehend aus Reichen und Mächtigen-Elitären.

So wie der Mann vor ihr in der Schlange.

Er beachtet die Bedienung nicht, als sie ihm seinen Kaffee reicht, hält nur starr sein iPhone 15 vor sich.

Seine Rolex blitzt im Licht, sein Anzug ist makellos, höchstwahrscheinlich teurer als Laras gesamte Monatsmiete.

Seine Haltung, stolz und erhaben, als hielte er sich für etwas Besseres.

„Bonzenkind“, denkt sie. „Der musste sicher nie arbeiten. Alles geerbt. Eine Firma von Papa, eine Villa in Grünwald, dreißig Autos in der Tiefgarage.“

Was Lara nicht weiß...

... Noah war nie privilegiert. Er hatte eine schwere Kindheit.

Als Legastheniker kämpfte er in der Schule um jede Note.

Seine Lehrer hielten ihn für faul, seine Eltern für dumm.

Wenn er mit schlechten Noten nach Hause kam, erwartete ihn kein aufbauendes Gespräch, sondern eine Tracht Prügel.

Seine Mitschüler verspotteten ihn, weil er schwächling war, sich nicht wehren konnte.

Doch er gab nicht auf. Gott gab ihm die Kraft, weiterzumachen.

Unter seinem Hemd trägt er ein kleines Holzkreuz, nichts Wertvolles. Wirklich wertvoll, aber eben nur für ihn.

Es erinnert ihn an jeden Moment, in dem er mehr geben musste als alle anderen. Es ist dasselbe, das er schon seit der Grundschule trägt.

Er hat es von dem einzigen Menschen bekommen, der ihn je unterstützt hat, seiner Großmutter.

Immer wenn er zweifelt, berührt er es in einer unauffälligen Geste, um so Kraft zum Weitermachen zu schöpfen.

Heute hat er einen gut bezahlten Job – nicht durch Beziehungen, sondern durch harte Arbeit.

Vor einigen Monaten ist seine Großmutter verstorben und er versteht nicht, wie Gott so etwas zulassen kann.

Es gibt so viele schlechte Menschen auf der Welt, warum also gerade der Mensch, den er am meisten liebte?

Oft hat er Angst, nicht gut genug zu sein, denn warum sonst sollte Gott so etwas tun?

Deshalb sieht er ständig auf sein Smartphone, trägt vornehme Kleidung und ist immer zehn Minuten früher in der Arbeit als seine Kollegen.

Auch jetzt sieht er wieder auf seine Armbanduhr und eilt direkt, nachdem er von der Bedienung seinen Coffee-to-go entgegengenommen hat, zurück in sein Büro, um ein weiteres Mal die Unterlagen der Bewerber durchzugehen, bevor gleich die Gespräche mit diesen beginnen.

Als er die Dokumente zu dem ersten Kandidaten durchsieht, fällt ihm etwas auf: Die Qualifikationen sind beeindruckend, das Arbeitszeugnis makellos – doch dann bleibt sein Blick an einem Namen hängen: „Ahmad Rahmani.“

Es klopft an der Tür. „Herein“, sagt Noah.

Ein Mann mit olivfarbener Haut tritt ein, sein dunkler Schnurrbart ist akkurat gestutzt, seine braunen Augen freundlich.

Er lächelt höflich, doch bevor er auch nur ein Wort gesagt hat, hat Noah sein Urteil gefällt.

„Er passt nicht in unser Team. Isst sicher viel zu viel Knoblauch, trinkt keinen Alkohol, will uns am Ende noch zum Islam bekehren.“

Was Noah nicht weiß..

... Ahmad ist hier geboren, spricht perfektes Deutsch und ist Christ genau wie er.

Er hat eine tadellose Arbeitsmoral. Sein Glaube lehrt ihn Fleiß, Ehrlichkeit und Respekt.

Doch er hat gelernt, dass Menschen über ihn urteilen, bevor sie ihn überhaupt kennen.

Die Herkunft seiner Großeltern – einst Flüchtlinge aus dem Libanon – haftet ihm an wie ein unauslöschlicher Makel.

Als er das Büro verlässt, weiß er, dass auch das wieder eine Absage werden wird, wie die letzten Bewerbungsgespräche der vergangenen Wochen.

Er seufzt. Gott gibt ihm die Kraft, weiterzumachen, aber an Tagen wie diesen fällt es ihm schwer.

Schon immer musste er gegen seine Herkunft ankämpfen, doch er ist es leid zu kämpfen.

Warum sollte er auch?

Egal wie viele Steine man ihm in den Weg gelegt hat, er hat jeden von ihnen beiseite gehievt und weitergemacht, doch die Menschen finden immer wieder neue Gründe, um ihm zu misstrauen, sich selbst vorzulügen, dass es besser so ist und sie nicht aus rassistischen Gründen gehandelt haben.

Um seine Gedanken zu ordnen, geht er in den Park.

Der Kies knirscht leise unter seinen Schritten, doch in seinem Kopf ist es laut.

Er setzt sich auf eine Bank. Neben ihm sitzt eine alte Frau, schätzungsweise 85 Jahre alt.

Ahmad bemerkt, wie sie ihre Handtasche fester umklammert.

„Natürlich“, denkt er bitter. „Sie hält mich für einen Kriminellen.“

Was Ahmad nicht weiß...

... Frau Aydin umklammert ihre Handtasche nicht aus Angst, sondern aus Liebe.

Es ist das letzte Geschenk ihres verstorbenen Mannes, der auf genau dieser Bank vor 60 Jahren um ihre Hand anhielt.

Er war ein Gastarbeiter aus der Türkei, sie eine junge Deutsche. Ihre Eltern waren gegen die Beziehung, doch für sie war nur eines wichtig: Liebe kennt keine Grenzen.

Sie heirateten, christlich und muslimisch, und führten eine Ehe voller Respekt und Gleichberechtigung, was bei einigen ihrer Freundinnen zu dem Zeitpunkt noch nicht so war.

Gott war ihr Anker in schwierigen Zeiten.

Ihr Mann unterstützte sie, während sie als eine der ersten Frauen in ihrem Umfeld arbeiten ging.

Oft hatte sie in ihrem Beruf mit Diskriminierung zu kämpfen, doch sie hat mit vielen anderen Frauen den Grundstein für die heutige Gleichberechtigung gelegt und ist stolz darauf.

Doch heute?

Heute sieht sie nur noch eine Welt, die sich von ihren Werten entfernt.

Gewalt, wohin das Auge blickt. Keiner hat mehr Respekt vor der Arbeit, die ihre Generation leisten musste.

Sie wollte nie jemand sein, der sagt „Früher war alles besser!“, denn über diese Leute hatte sie immer die Augen verdreht, doch mittlerweile...

Auf der Wiese ihr gegenüber entdeckt sie eine Gruppe junger Erwachsener.

Die Mädchen mit bauchfreien Tops, tätowierten Armen und die Jungs mit in den Kniekehlen hängenden, zerrissenen Jeans. Alle mehr am Handy als im echten Leben.

„Diese Generation hat keinen Respekt mehr, vertritt keine Werte und kümmert sich nur um sich selbst“, denkt sie.

Was Frau Aydin nicht weiß...

... Lara ist eine dieser jungen Frauen.

Ihre Tattoos erzählen ihre Geschichte, jede Narbe, jeder Schmerz, jedes Gebet. Sie trägt sie mit Stolz.

Nach stundenlangem Lernen genießt sie einen Moment im Park, bevor sie ihrem Ehrenamt in der Kirche nachgeht.

Dort kümmert sie sich um Senioren, verbringt Zeit mit ihnen, hört ihre Geschichten, feiert mit ihnen Gottesdienste.

Sie liebt den Glauben, auch wenn ihre eigenen Eltern sie verstoßen haben.

„Gott liebt mich, so wie ich bin“, hat sie irgendwann erkannt. Sie hat lange gebraucht, um sich selbst zu akzeptieren, um sich nicht mehr von den Vorurteilen anderer definieren zu lassen.

Aber kann sie auch aufhören, selbst zu urteilen?

Vier Menschen, vier Leben, vier Geschichten – verbunden durch den Glauben, jedoch getrennt durch Mauern, die sie selbst errichten.

Und doch glauben sie alle an denselben Gott.

Sie alle haben aus ihrem Glauben Kraft geschöpft, Trost gefunden, Hoffnung bewahrt, die Herausforderungen, die das Leben jedem von ihnen in den Weg gestellt hat, überwunden.

Aber solange sie sich nur auf ihre Unterschiede konzentrieren, werden sie nie die Stärke erkennen, die in der Gemeinschaft liegt.

Nicht nur der Glaube vermag diese Hürde zu überwinden, sondern jede Gemeinsamkeit, die man entdecken kann, solange man nur darüber spricht.

Was diesen vier Menschen heute passiert ist, geschieht täglich, minütlich, sekundlich, mehrere tausendmal auf der ganzen Welt.

Wissenschaftler sind sich einig, dass wir innerhalb von sieben Sekunden ein Urteil über unser Gegenüber gefällt haben.

Ich bin also immer da, schneller als die Wahrheit.

Die größte Mauer der Menschheit?

Es ist nicht die Chinesische Mauer. Ich bin es, das Vorurteil.

Und es wird erst fallen, wenn wir beginnen, miteinander zu sprechen.

Doch wenn es Gott wirklich gibt, warum hat er dann das Vorurteil geschaffen? Warum hilft er uns nicht unseren Stolz und Überheblichkeit zu überwinden, sodass wir endlich die Freiheit der gegenseitigen Akzeptanz ausleben können?